



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Marina Perezagua

HI
-RO
SHI-
MA

Aus dem Spanischen
von Silke Kleemann

Klett-Cotta

Das Buch von Dr. Jill Bolte Taylor, das auf S. 204 im Roman Erwähnung findet, ist 2008 in deutscher Übersetzung im Verlag Knauer / Mens Sana erschienen. Der Titel der deutschen Ausgabe lautet: Mit einem Schlag. Wie eine Hirnforscherin durch ihren Schlaganfall neue Dimensionen des Bewusstseins entdeckt.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Yoro« im Verlag Lince, Barcelona.

© 2016 by Marina Perezagua. Vertreten von Casanovas & Lynch Agencia Literaria S. L., Barcelona.

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München unter Verwendung eines Fotos von © Nikki Smith / Arcangel

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Regensburg

ISBN 978-3-608-98136-0

Für Robert Wimmer

Sir:

Die folgenden Seiten sind meine Aussage. Sie konzentrieren sich insbesondere auf die Umstände, die mich zu dem Verbrechen getrieben haben, für das ich verurteilt werden soll. Eine Tat, die ich nicht bereue.

Dies hier ist kein Geständnis. Ein Geständnis ist nichts als ein Instrument der Macht, es zwingt letztlich zur Selbstbezichtigung. Ich habe nicht vor, mich selbst zu bezichtigen. Wie zu erkennen sein wird, habe ich alles nur Menschenmögliche getan, um mich gegen die Macht zur Wehr zu setzen. Sollte ich mich schuldig gemacht haben, dann nicht in ihrem Dienst.

Dieser Text ist auch keine Rechtfertigung.

Was Sie hier lesen werden, ist wie das Zeichen, das ein glühendes Eisen auf den Schenkel eines Maultiers gebrannt hat, wie das vom Regen in den Felsen gewaschene Loch, die durch hartnäckigen Wind hervorgerufene Neigung eines Baumes. Sie werden die logische Reaktion einer empfindsamen Natur lesen: meine Geschichte. Geschrieben habe ich diese Geschichte, angetrieben wurde sie aber von einem Schicksal, das andere von weiter oben aus gesponnen haben.

Beim Lesen werden Sie vielleicht den einen oder anderen Ihrer Kollegen, Ihre Bekannten oder sich selbst erkennen. Falls Ihnen nicht gefällt, worauf Sie da stoßen, können Sie gern den Spiegel zerschmettern oder das Gelesene verbrennen, Sie werden sich jedoch nicht von der Infektion befreien können, mit der das aufgebrochene Gedärm Flüsse, Meere, Gebärmütter und Felder vergiftet. Auch das Glück, das ich letzten Endes erfahren durfte, werden Sie mir nicht nehmen können.

Ich nenne mich selber H, weil man mir stets die Stimme verweigert hat. Ein Spanier hat mir einmal erzählt, dass in seiner

Sprache das *h* stumm ist. Diesen stummen Buchstaben möchte ich als meinen Namen verwenden, und zugleich soll er zum Namen für viele andere werden, die zum Schweigen verurteilt sind und auf diesen Seiten womöglich ihre Stimme finden.

Sie werden mich sicher bald aufspüren. Ich werde keinen Widerstand leisten, denn mein Widerstand ist dieser Bericht. Meine Häscher werden genau denselben braunen Fluss sehen, den ich jetzt gerade sehe, von diesem afrikanischen Zufluchtsort aus, wo ich in den letzten Tagen mein Zeugnis niederschreiben konnte. Vielleicht sind sie schon so nah, dass sie noch dasselbe Nilpferd sehen werden, das ich in diesem Augenblick sehe, in derselben Position, mit demselben Vogel auf dem Rücken, wie es sich von der Sonne trocken lässt, als gäbe es keine Hölle.

Diese Notiz hier schreibe ich, nachdem ich die ganze nun folgende Geschichte komplett erzählt habe. Ich bin müde, vielleicht daher der kalte Ton dieser letzten Worte. Nehmen Sie es nicht persönlich. Die Liebe hat in mir immer überwogen. Ich habe geliebt und liebe, als wäre ich für nichts anderes geschaffen. Wenn Sie genau lesen, werden Sie merken, dass allen meinen Handlungen stets diese Liebe zugrunde liegt. Verurteilen Sie mich nach Ihrem Gesetz, doch schenken Sie bitte diesem letzten Wunsch Gehör:

Wenn auch Sie mir schließlich die Stimme genommen haben und dann für mich sprechen, verwenden Sie keine Worte des Todes. Wenn Sie meinen Kopf in die Höhe halten, wird jeder wissen, dass ich getötet habe. Daher nur diese eine Bitte: Falls man Sie fragt, denken Sie daran, dass *Hs* letzte Worte diese waren:

»Gott weiß, wie sehr ich für das Leben gekämpft habe.«

H.

Demokratische Republik Kongo

SCHWANGERSCHAFT NULL: 1942

Wir mit der Bombe in uns

Vor uns stand das Hauptzelt des Flüchtlingslagers in Brand. Die Planen verbrannten so schnell wie künstliche Haut. Ich hielt Yoros Hand. Ich spürte, dass sie zitterte, im Rhythmus des prasselnden Feuers. Yoros Zittern schien den Flammen etwas zu geben, das ihr Klang nicht hatte: Substanz. Yoro und die Flammen waren Vorder- und Rückseite ein- und desselben Wesens, untrennbar miteinander verbunden wie eine Trommel und der Trommelschlag. Und so spürte ich durch ihre Hand in meiner das letzte Knacksen, mit dem ein Tisch, ein Blechbecher, die das Zelt haltenden Metallrohre ihre Seele aushauchten. Dass ich auf diese feinen Details achtete, hieß nicht, dass es mir gleichgültig war, dass vor uns Dinge und Menschen brannten, aber ich habe gelernt, selbst in den schwierigsten Situationen den Impuls wegzurennen zu unterdrücken oder den zu weinen oder zurechtrücken zu wollen, was schon nicht mehr zu retten ist. Ich wollte nicht blinzeln. Übermäßig blinzeln ist wie hyperventilieren. Die Wimpernbewegung konstant zu halten, spart Sauerstoff und Energie und half mir, nicht umzukippen. So konnte ich mich auf den Beinen halten. So habe ich stets mit dem Blick standgehalten. Natürlich hatte ich Angst. Natürlich empfand ich Mitgefühl. Aber ich beherrschte mich. Nicht nur, weil andere kommen und über mich herfallen würden, falls ich zu Boden ginge,

sondern weil ich nicht wollte, dass auch nur einer meiner Muskeln sich noch einmal aus Wut oder Trauer anspannte. Kein einziger Muskel. So hatte ich es ihm versprochen. Ich habe Jim versprochen, dass keiner meiner Muskeln sich jemals wieder verspannen würde, weder aus Wut, noch aus Trauer. Das Verweilen in diesen Gedanken, das distanzierte Betrachten einer Hitze, die so dicht an mir war wie meine Haut, halfen mir, mein Versprechen zu halten. Ich suchte nach Ruhe, auf meine Art, suchte nach diesem Faden der Erinnerung, an dem ich ziehe, wenn ich auf ein Erlebnis zurückgreifen muss, um unerschütterlich bleiben zu können. Ich fand ihn. Den Faden. Der Faden, an dem ich zog, war der Tod von Quang Duc, dem Mönch, der sich im Alter von sechsundsechzig Jahren vor meinen Augen und denen vieler anderer Mönche in Saigon mitten auf der Straße verbrannte. Im Streben nach Freiheit setzte er sich in Brand, brachte sich selbst zum Verglühen, und selbst lichterloh brennend, wich er mit keiner Bewegung, nicht der klitzekleinsten, kaum wahrnehmbaren, von seiner Meditationshaltung ab. Die anderen Mönche, ich selber, wir weinten, manche mit ihm, ohne den Versuch, sich seinem Wunsch zu widersetzen; andere riefen um Hilfe, um sein Leben zu retten. Sie waren auch für ihn, doch zugleich gegen ihn, denn er musste brennen, um der Verfolgung ein Ende zu bereiten, um den Frieden für seine Brüder und Schwestern zu erringen, und für alle, die – wie ich – einem Brand ins Auge blicken können müssen, ohne zu blinzeln. Allmählich fand ich die Gelassenheit. Die Hitze der brennenden Planen entfernte mich von dort, aus diesem Jetzt, und fachte die Hitze des Mönchs an, den ich in Saigon hatte brennen sehen, und so entfloher ich umso weiter, je heftiger das Zeltdach im Flüchtlingslager aufflammte, ohne mich zu rühren, hin zu dem Moment, in dem Quang Duc starb. Genau wie Yoros Zittern

dem Prasseln der Flammen einen Körper zu verleihen schien, schienen auch die Seufzer von uns, die wir den Mönch liebten, seiner Stille Klang zu verleihen, denn er, der lebendig brannte, gab nicht einen Ton von sich, nicht einen Schrei, nicht ein Knirschen, als Ausdruck von Klage, Schmerz oder Vorwurf.

Der Brand war das Ende einer Suche, die vor genau fünfundfünfzig Jahren begann, als ich Jim kennenlernte. Jims Geschichte ist meine. Nicht, dass seine Geschichte mit meiner verknüpft wäre, nicht, dass der Umstand, ihn zu lieben, mein Leben beeinflusst hätte, nein – ohne ihn wäre ich nicht ich selbst geworden, denn unter *ich selbst werden* verstehe ich jenen Moment, in dem ich mich endlich getraut habe zu sehen, was schon immer da war. Endlich zu sehen, endlich zu werden, das alles verdanke ich Jim. Ich verabschiedete mich von jenem gehäuteten Ich, dem vom größten Organ des Körpers – der Haut – entblößten Ich, dem Ich, das nicht einmal für sein Recht auf diese einzige Schutzschicht, die uns gratis gegeben ist, eintritt, und wurde nach und nach zu dem Ich, das sich in die Jagd nach der Beute wirft, die man ihm zwischen den Fängen weggerissen hatte, dem Ich, das ein rennender, springender, kämpfender Löwe ist, um das Fleisch zurückzuerobern, das man ihm gestohlen hat, sein eigenes Fleisch, nicht das Fleisch eines Zebras oder einer Antilope oder eines anderen Löwen, sein eigenes Fleisch. Ich war eine Löwin, die sich in die Jagd nach sich selbst geworfen hatte. Und ich erlegte mich. Mit meinem Fleisch füllte ich die wiedergefundene Haut neu. So wurde ich zu dem Ich von heute, komplett, golden, bedrohlich. Jims Hand war die erste, die die wahre Haut, mit der meine Mutter mich zur Welt gebracht hatte, erkannte und liebte, diese Haut, die mir meinen natürlichen Schutz zurückgab. So stark bin ich geworden, und so stark sehe

ich nun auch aus, dass ich mir heute selbst nackt geradezu gepanzert vorkomme. Die Zeiten liegen hinter mir, in denen ich mich gleich beim Aufwachen abmühte, in die Schale einer anderen zu schlüpfen, und am Ende des Tages traurig und mit schmerzenden Gliedern zu Bett ging. Wie sollten sich meine Knochen auch nicht verformen, nach so vielen Versuchen, mich den Erwartungen anzupassen? Aber jetzt tut mir nichts mehr weh. Dank Jim wurde die Verformung meiner Finger gestoppt, die sich vergeblich nach den Früchten gestreckt hatten, die für andere gewachsen waren; dank Jim begannen auch meine Beine gerade zu werden, als ich nicht länger kurvige Wege durch mir gleichgültige Landschaften nahm; und dank ihm ist mein Rücken heute, in meinem fortgeschrittenen Alter, viel aufrechter als in meiner Jugend, als ich die Erwartungen der anderen mit mir herumschleppte.

Vermutlich weil Jims Bedeutung mir von Anfang an klar war, machte ich mir in unseren gemeinsamen Jahren immer wieder Notizen, und was ich nach und nach aufschrieb, sammelte sich im Lauf der Zeit ganz natürlich, quasi ohne mein Zutun, zu dem Material an, das mir später, vielleicht heute, helfen wird, die Geschichte zu rekonstruieren, die dem Brand einen Sinn verleiht. Ausgehend von meinen Notizen will ich also versuchen, den Bericht dieser langen Reise zu formulieren, die meinem Gefühl nach nun bald ihr Ende erreicht hat.

Bevor er mich kennenlernte und auch bevor er sich über meine Rolle in seinem Leben klar wurde, war Jim einer der US-amerikanischen Soldaten gewesen, die im besetzten Japan stationiert waren. Lange Zeit verliefen die Tage für ihn in dem Gebiet, das er als Armeeangehöriger schlichtweg zu besetzen hatte, quasi sinnentleert. Der Einsatz für den Wiederaufschwung des

Landes war minimal, minimal war aber auch das, was im Gegenzug zurückkam. Es geschah nichts, was das Leben eines Soldaten bereichert hätte, weder bei den humanitären Arbeiten – die zu jener Zeit noch nicht so genannt wurden –, noch beim Aufköcheln des reinsten individuellen oder nationalen Egoismus.

Jim wusste damals, lange bevor wir uns zum ersten Mal sahen, noch nicht, dass unsere Verbindung bereits in jenen Monaten zu wachsen begann, damals, als die Militärbasis im Mai 1950 ein Baby in seine Obhut gab. Seiner Erzählung nach sei ihm dies nicht vorher angekündigt worden, man habe ihm das Baby wie eine x-beliebige Mission zugeteilt, genau wie man ihm zuvor das zu besetzende Stück Land zugewiesen hatte. Anfangs spürte er einen gewissen Widerwillen, doch es war noch kein Tag vergangen, da war ihm schon auf ganz natürliche Weise klar, dass ihm mit diesem japanischen Baby ein Teil der Versöhnung in die Arme gelegt worden war. Jener Versöhnung, nach der er seit sechs Jahren suchte, seit dem Tag, an dem die Japaner beschlossen hatten, die Kriegsgefangenschaft, in der er sich damals bereits befand, noch schlimmer zu machen und ihn gemeinsam mit weiteren 1600 nordamerikanischen Gefangenen in Manila einzuschiffen. Alles, was Jim auf dem Schiff zugestoßen war, auf dem seine Gefangenschaft weiterging, alles, was er schon vorher erlitten hatte, wurde zu Frieden, als er zum ersten Mal den leichten Körper des Babys auf seinem Arm spürte. Unmöglich würde er all den Schmerz je vergessen können, doch dieses kleine Geschöpf, ein Opfer der USA, war das Gewicht auf der Waagschale, das die Verteilung der Grausamkeit zwischen beiden Seiten ausglich.

Das Schiff, auf dem Jim in Gefangenschaft gehalten wurde, war 1939 in Nagasaki gebaut worden und sollte ursprünglich als

Luxuskreuzschiff für Vergnügungsfahrten der japanischen Zivilbevölkerung eingesetzt werden. Es hieß *Oryoku Maru*. Als das Schiff später in ein Gefängnis umgewandelt wurde, verdiente es sich den Beinamen *Kreuzschiff des Todes*. Jim erzählte mir nicht viel über seinen Aufenthalt an Bord, sicherlich wegen der schmerzhaften Erinnerungen, die das hervorrief, doch vor einigen Jahren kamen Reportagen ans Tageslicht, die General MacArthur eigentlich vernichtet hatte, nicht wissend, dass in der Schublade des Autors, George Weller, noch Durchschläge auf Kohlepapier lagen, welche der Sohn des Chronisten ausgrub und zur Veröffentlichung freigab. Teile dieser Reportagen halfen mir, die Lücken in Jims Erzählungen zu füllen.

Die *Oryoku Maru* sollte auf der Fahrt von Manila auch Hunderte japanische Zivilisten befördern. Die amerikanischen Gefangenen mussten in den Frachträumen reisen. Die Schiffsreise nach Japan, von der die Gefangenen dachten, sie würde etwa zehn Tage dauern, dehnte sich über sieben Wochen aus. Jim sagte, wenn er gewusst hätte, was im Lauf dieser Zeit auf ihn zukommt, hätte er sich in eins der Bajonette gestürzt, mit denen die japanischen Soldaten ihnen den Weg an Bord wiesen. Wenn das passiert wäre, wenn Jim sich das Leben genommen hätte, wäre ich nichts als eine zaghafte, angepasste und traurige Frau geblieben, eine Tote mit zwanzig, die noch vierzig, sechzig oder siebenzig weitere Jahre lang auf ihre Beisetzung wartet. Aber Jim hatte keine Vorstellung davon, was ihn erwartete, und er hielt durch. Von den 1619 Gefangenen erreichten gerade einmal rund vierhundert (die genaue Zahl ist unbekannt) Japan. Hundert davon waren in so schlechtem Zustand, dass sie starben, bevor sie den Behörden an Land übergeben werden konnten, und ebenso viele starben in den japanischen Arbeitslagern. Von den anfänglich 1619 Gefangenen überlebten also nur schätzungs-

weise zweihundert bis zur Befreiung im August 1945. Jim, damals neunundzwanzig Jahre alt, war einer von ihnen, und dafür bin ich bis heute jeden Tag dankbar.

Ich lernte Jim in New York kennen, am 27. April 1960. Im Fort Tryon Park im Norden Manhattans gibt es fünf mittelalterliche Klöster, die bis auf den letzten Stein aus Frankreich dorthin gebracht wurden. Die Gartenanlagen folgen – damals wie heute – der romanischen Tradition. Es war der erste wolkenlose Tag nach wochenlangem Regen, und ich spazierte gemächlich von Kloster zu Kloster, immer der Bewegung der Sonne nach. Den Kopf völlig gedankenleer, war ich auf nichts weiter aus als auf Wärme und gab mich dem schlichten Streben einer Sonnenblume hin, bis ich plötzlich jemanden sagen hörte:

»Die Sonne stärkt die Knochen. Das werden Sie brauchen, wenn Sie den Winter in dieser Stadt verbringen wollen.«

Ich drehte mich um und sah Jim auf dem Boden sitzen, den Rücken an die Steinmauer gelehnt. Er blickte mich an. Seine Worte waren also an mich gerichtet. Ich ging zu ihm, und als nähmen wir ein früheres Gespräch wieder auf, erzählte er mir, dass die Ägypter Herodot zufolge die wohltuende Wirkung der Sonne auf die Knochen kannten und dieses Wissen auf die Beobachtung zurückführten, dass die Hirnschalen ihrer Toten sehr viel robuster waren als die der feindlichen persischen Heerscharen, deren Schädel sich durch einen simplen Steinschlag entzweibrechen ließen. Und zwar, weil die Perser Turbane benutzten, die das Himmelsgestirn davon abhielten, ihre Köpfe zu stärken, wohingegen die Ägypter ohne Schutz vor der Sonne aufwuchsen. Anschließend nannte er mir seinen Namen, fragte mich aber nicht nach meinem. Mit sanfter Eleganz das Thema wechselnd, ging jener Unbekannte nach seiner Erzählung von

den Knochen der Perser und Ägypter dazu über, mir die Vielfalt an Vögeln und Blumen in den Klostergärten zu zeigen. Ich war erstaunt, dass er die Namen so vieler Arten kannte, die für mich bis dahin lediglich in zwei Kategorien unterteilt gewesen waren: Pflanzen und Tiere.

Ebenso redegewandt erzählte er mir einige Stunden später in einem nahegelegenen Café, dass er, genau wie ich, nach etwas suchte. Der Ausgangspunkt seiner Suche war derselbe: der Zweite Weltkrieg. Für ihn, ein verlorener Krieg; für mich, ein – teils – gewonnener Krieg. Das Schlüsselwort für uns beide war *Tochter*, aber während es für Jim um eine verschwundene Tochter ging, ging es für mich um die Tochter oder den Sohn, die ich nie hatte bekommen können. Als wir aus dem Café kamen, fühlte ich die zarte Hand der Synchronizität und hatte die angenehme Ahnung, dass die Verwandtschaft unserer Suchen den Zusammenfluss zweier Wege zu einem einzigen bedeuten könnte.

Die Lösung für das, wonach ich suchte, fand ich fast unmittelbar, nachdem ich von ihm die Geschichte seines Konflikts gehört hatte. In jenem Augenblick war ich mir dessen nicht bewusst, aber mit der Zeit, und je mehr ich über den Grund für seinen Schmerz erfuhr, über die Tochter, die man ihm im Alter von fünf Jahren genommen hatte, wurde mir klar, dass auch ich auf dieser Suche, indem ich sie mir zu eigen machte, die Tochter finden könnte, die ich nicht hatte haben können. Jedes Mal, wenn Jim mir von ihr erzählte, wuchs das Verlangen, sie zu finden. Es wuchs Stück um Stück, in meinem Kopf, in meinem Herzen und, deutlich sichtbar, in meinen Brüsten, denn tatsächlich zeigten insbesondere meine Brüste durch ihr Anschwellen, dass eine wiedergewonnene Hoffnung ebenso Milch hervorbringt wie eine Schwangerschaft. Erstmals füllten sich meine

Milchgänge aus reinem Verlangen mit einer weißlichen Flüssigkeit, die plötzlich, einige Wochen später, wieder versiegte, vielleicht den Botschaften meines Gehirns gehorchend, denn ich ahnte bereits, dass die neun Monate, die eine normale Schwangerschaft dauert, sich in meinem Fall über einen sehr viel längeren Zeitraum erstrecken würden.

Ich wusste jedoch nicht, dass diese Schwangerschaft, die manch einer als Scheinschwangerschaft bezeichnen würde, eine Reiseroute markieren würde, die in Japan begann und in Afrika enden sollte. Am einen Ende der schnelle Kopf des Spermiums: die Atombombe von Hiroshima; am anderen der Schwanz: ein Brand in der Demokratischen Republik Kongo. Auf der einen Seite die Tausenden Opfer der ersten Atombombe; auf der anderen die geringen, durch einen Brand verursachten Verluste, dies jedoch in einem Land, wo sich Tag für Tag die einzelnen Todesfälle anhäufen, bis sie – durch Hunger, Sklaverei, Krankheit – die Gesamtzahl eines Bombenangriffs erreichen. Und zwischen diesen beiden Extremen, dem Japan der Kriegszeit und dem Afrika von heute, ein Abgrund von siebenzig Jahren, überbrückt durch diesen Sperma-Kometen, der für mich mit dem Völkermord in Japan an einem konkreten Punkt gestartet ist und mich jetzt, als hätte er mich auf seiner Flugbahn inmitten der Splitter ein- und derselben Bombe mitgetragen, in diesem afrikanischen Land absetzt, mit Blick auf das Leben, das sich über diesen Kontinent ausbreitet, auf dem der erste Mensch geboren wurde, um dort immer wieder aufs Neue zu sterben.

Von einer Waldpflegerin habe ich einmal gehört, dass die Bäume im Wald keine Einzelwesen sind, sondern ein Ganzes, unter der Erde durch Knollen, Pilze und Wurzeln miteinander verbunden, so dass sie Kohlendioxid und Stickstoff untereinander austau-

schen können. Was ein Baum einatmet, kommt aus der Lunge eines anderen Baums wieder heraus. Die Lebensqualität und -dauer jedes einzelnen hängt von allen anderen ab. Genau wie mein Leben in Jims Geschichte wurzelt, wurde auch sein Leben von meinem geprägt. Jim und ich waren – sind – Teil desselben Wurzelwerks, Bäume, die durch den Pilz der ersten Atombombe miteinander verbunden sind. So kam es, dass ungefähr sieben Monate, nachdem Jim auf der *Oryoku Maru* eingeschifft worden war, die Waffe aus der Taufe gehoben wurde, die uns im selben Wald aussäte und die Geschichte veränderte. Mich persönlich traf sie auf derart spezielle Weise, dass es mir noch heute schwerfällt, von diesem Ereignis mit der Distanz zu sprechen, die für mich in den Worten vieler Historiker durchklingt. Ihre Beschreibungen erreichen mich nicht, lassen mich kalt. Ich spüre den Schmerz nicht, wenn ich dieses Kapitel in einem Geschichtsbuch lese, und ich kann einfach nicht verstehen, wie irgendjemand versuchen kann, einen Krieg zu erklären, ohne Schmerz und Empathie im Leser zu wecken. Sie nennen das Unparteilichkeit, aber man kann Schmerz auch zeigen, ohne für irgendwen Partei zu ergreifen. Daher nenne ich es Desinteresse, was gleichbedeutend damit ist, sich der Seite der Sieger anzudienen. Also Ihrer Seite. Ich habe kaum die ersten Seiten von diesem Zeugnis geschrieben und hatte schon vergessen, dass ich ja vor allem für Sie schreibe. Nun, lassen Sie mich erklären, warum ich keine Geschichtsbücher mag, denn um Geschichte geht es ja größtenteils in diesem Bericht. Sicher haben Sie schon einmal einen Augenzeugen eines bedeutenden historischen Ereignisses so etwas sagen gehört wie »Ich glaube, ich wurde geboren, um der Welt von diesem Moment zu erzählen«. Als hätte DIE GESCHICHTE, großgeschrieben, diesem Menschen eine Mission im Leben erteilt. Sir, bei mir ist das nicht so. Ich habe Hiroshima

nicht überlebt, um davon zu erzählen. Ich habe Hiroshima überlebt, weil es meine Pflicht war, zu überleben und Zeuge meiner eigenen Existenz zu sein, denn dafür hat meine Mutter mich auf die Welt gebracht: damit ich sehe, was vor mir liegt, eine Bombe oder eine Herde friedlich grasender Schafe. So einfach ist das, und doch kann das nicht jeder von sich behaupten. Die Leute brauchen spektakuläre Aufträge. Einer wird in einem Dörfchen in der Provence geboren, das er selbst für sterbenslangweilig hält. Was für eine Mission soll das denn sein, jeden Morgen aufwachen und immer nur dieselben Steinbrocken vor der Nase? Daher beschließt er, den spanischen Bürgerkrieg zu erforschen. Er macht ein paar Reisen nach Spanien, spricht mit Überlebenden, verdrückt die eine oder andere Träne, wenn er Dinge hört, die zu unmenschlich für seine gutherzige Dörflerseele sind, liest einige Bücher, oder sagen wir, er liest unglaublich viele Bücher, und dann verbringt er den Rest seines Lebens damit, endlose Ergüsse aus der Perspektive der Seite zu schreiben, die er gewählt hat. Er hat seine Aufgabe gefunden. Zu dokumentieren. Es bekannt zu machen. Vielleicht ist das der Wunsch des Historikers: Er verspürt das Bedürfnis, als ein Messias der Information aufzutreten. Das ist sehr gut, Sir, das ist wichtig. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Die Geschichte ist nichts wert, wenn sie nicht aus einem Gefühl universellen Schmerzes heraus geschrieben ist. Ein Krieg ist sehr viel mehr als Daten, als das Nachzählen von Toten und Gräueltaten. Ein Krieg ist eine tiefe Wunde in der menschlichen Würde, er ist ein Defekt, eine angeborene Deformation, die ein neues Scheitern der Menschheit anzeigt. Ein Historiker, der nicht erlebt hat, was er erzählt, muss das, wenn er trotzdem davon erzählen möchte, aus einem Grundgefühl von Scham und Mitgefühl heraus tun. Ich könnte sehr wohl ein Kapitel über Hiroshima schreiben, aber nicht, weil ich dort ge-

boren worden bin, sondern weil ich schon vor der Bombe, und trotz meines geringen Alters, dieses menschliche Versagen gespürt habe, wie es sich langsam in den Alltag schleicht, bis es irgendwann, in Hiroshima, in Vietnam oder an irgendeinem anderen Ort, der nichts weiter als ein Zufluss zum mächtigen Strom des Krieges ist, krachend in die Luft fliegt. Ich wiederhole: Ein Baum ist kein Einzelwesen. Was ein Baum einatmet, kommt aus den Lungen eines anderen Baumes wieder heraus. Solange die Historiker das nicht begreifen, werden die Kinder dieses Fach in der Schule zu Recht weiter hassen, und, schlimmer noch, sie werden das Gelernte wieder vergessen. Nichts liegt mir ferner als dieses Desinteresse der Historiker, die von ihrer Bibliothek aus schreiben. Ich will versuchen, meine eigene Version der Geschehnisse zu schildern, so wie ich sie erlebt habe, an vorderster Front, wie es so schön heißt. Ich kann nicht mal sagen, ob ich zu den Kriegsgewinnern oder zu den Verlierern gehörte. Es interessiert mich auch nicht. Jedenfalls habe ich meine Zeit in der ersten Person erlebt, und das unterscheidet mich von denen, die am Ende ihres Lebens glauben, sie hätten etwas von ihrer Epoche mitbekommen, weil sie sich immer schön brav die Sonntagszeitung gekauft haben.

Wie ich schon sagte, einige Monate nach Jims Einschiffung wurde etwas aus der Taufe gehoben, das die Geschichte verändern würde. Es war am 6. August 1945. Dieses Etwas wurde ohne Hände erschaffen, die Waffen hätten führen können, doch an jenem Tag vernichtete es mehr als zweihunderttausend Menschen, und obgleich es auch keinen Mund hatte, machte es mit einem Atemstoß Häuser, Bäume und Fabriken dem Erdboden gleich. Obgleich es ohne menschliche Wärme erdacht worden war, brachte es Eisen zum Schmelzen und äscherte Gärten, Hunde und Vögel ein. Man hatte ihm auch kein Geschlecht ge-

geben, wohl aber den Namen eines Kindes: *Little Boy*, und an jenem wolkenlosen Augusttag um 8.15 Uhr morgens wurde dieses Machwerk über Hiroshima abgeworfen.

Little Boy, so hieß die erste Atombombe. Aber bevor sie in die Welt gesetzt wurde, noch vor ihrer Feuertaufe, war *Little Boy* nichts weiter als ein kniffliges Rätsel in den klügsten Köpfen aus verschiedenen Ländern, die darum wetteiferten, es zu entschlüsseln. Die Kraft der Bombe wurde schließlich so groß und brachte für mich eine derart radikale Veränderung meiner Identität mit sich, dass ich lange Zeit an diese Bombe dachte, als wäre sie selbst ein Lebewesen, und nicht die Männer, die sie erschaffen hatten. So malte ich mir ihr Entstehen aus, wie sie die Wellenbewegungen spürte, die sie von einem Gehirn zum anderen trugen, während die Wissenschaftler fieberhaft an ihrer Fertigstellung arbeiteten. Wie sie sich von den elektrischen Stößen derer mitreißen ließ, die untereinander rivalisierten, und durch die neuronalen Netze der weltbesten Physiker glitt, wobei das Denken zu einem Fluss wurde, der sich in dem Willen, sich zu einer neuen Schöpfung zu verdichten, nicht sonderlich vom feuchten Wogen bei Sex und Fortpflanzung unterschied. Ich phantasierte häufig vom Bild der Tomographien, welche die leuchtenden Bereiche in dem siegreichen Gehirn zeigen würden, dem es gelang, die Formel zu finden, den Wettlauf zu gewinnen, dem schnellsten von allen: dem Gehirn Robert Oppenheimers. Und ich stellte mir vor, wie dieses winzige organische Lämpchen, einem Glühwürmchen gleich, die Belohnungsschaltkreise im Hirn des befriedigten Physikers aktivierte, der Intelligenz, die Nordamerika mit *Little Boy* schwängerte, seinem Lieblingssohn (oder seiner Lieblingstochter?): der Atombombe, die die Alliierten in jenen schweren Zeiten verteidigen und ihnen, das war das Wichtigste, im Krieg zum Sieg verhelfen sollte.

Diese Personalisierung der Bombe, die ich in den ersten Jahren pflegte, da ich sie als Teil meiner Identität betrachtete, war nur meiner Jugend und Unreife geschuldet. Mit der Zeit verlagerte ich die Verantwortung auf den wirklichen Protagonisten: den Menschen. Diesen multiplen Menschen, der fähig war, den – bis heute – tödlichsten bekannten Mechanismus zu erschaffen – und ihn auch einzusetzen. Aber meine Geschichte zielt nicht darauf ab, diese bekannten Informationen wiederzukäuen. Die Anspielungen auf dieses Ereignis dienen lediglich einer Art Skizzierung des Panoramas, in dem ein persönlicher Faktor ins Spiel kommt: Sofern es mir gestattet ist, ein Opfer, das von der Bombe profitiert hat, auch nur anzudenken, so bin ich dieses Opfer. Ich habe Körperteile verloren, Fleischstücke, Familienmitglieder, und niemand wird mich je für diese Verluste entschädigen können, doch ich habe anderes, womöglich noch Wichtigeres gewonnen. So hält mein Leben das Gleichgewicht zwischen dem Schmerz über das, was die Bombe mit sich fortgerissen hat, und dem Jubel über das Wundervollste, was sie mir schließlich gewährte.

Der Morgen, an dem *Little Boy* fiel, hatte wie ein ganz normaler Tag begonnen. Es war einer dieser klaren und ruhigen Tage, an denen man meint, der Frieden müsse sich über den gesamten Erdball erstrecken. Genau wie jeden Tag spreizten Abertausende von Müttern auf der ganzen Welt die Beine und gebaren ihre Kinder, erlitten dabei die Schmerzen, unter denen die Kinder sich ihren Weg nach draußen bahnten. Doch für *Little Boy* spreizten sich keine Beine, sondern die Klappen des Waffeladeraums einer B-29. Und auch den Schmerz, den seine Ankunft auf der Welt verursachte, fügte er keiner einzelnen Mutter zu, sein Weg war gesäumt von einem Schaden größerer Ord-

nung. Er verletzte nicht eine Frau, sondern alle Menschen, Männer wie Frauen. Während sich in jenem Augenblick so viele andere Frauen auf die Wehen ihrer Niederkunft konzentrierten, bereitete der Bomber sich auf die schmerzhafteste Wehe von allen vor: Die Welt klaffte auseinander.

Little Boy wurde geboren, gebar aber auch. Er war zugleich Gebärende und Geborenes, denn durch seine Geburt schenkte er der Welt das größte bisher bekannte Licht, diese ungeheuerliche, pilzförmige Leuchtwolke. Für manche bedeutete sie die totale Zerstörung; für andere den Frieden; und für alle Licht. Ein so machtvolles Licht, dass diejenigen, die es explodieren sahen, bevor es den Boden berührte, nicht nur das Augenlicht verloren, sondern gleich die Augen. Viele schauten nach oben, als *Little Boy* fiel – er (ich kann es nicht lassen, ihn zu personifizieren) sah sie alle und war das letzte, was sie sahen. Licht. Deshalb hat sein Vater, als er ihn aus der grauen Tinte der Gleichungen bis hin zur Kernspaltung befreite, der Welt zugleich das ewige Licht geschenkt. Er hätte die Formel mit den Worten präsentieren können: »Dies ist mein Sohn, das Licht der Welt.« Aber bis zur Explosion konnte nicht einmal er sich das vorstellen. Bis die Bombe nicht gezündet war, sah man das Strahlen nicht, und erst nach Hiroshima wusste man, dass es für unsere Spezies mit der Dunkelheit für alle Zeiten vorbei war. So ist es, Oppenheimer brachte das Versprechen des radikalsten Lichts. Er war der letzte Messias, der größte Gott der theoretischen Physik, der eine unmöglich auszulöschende Formel verbreitete, eine Waffe, deren Existenz nicht mit *Little Boy* oder seinem Abwurf endete, sondern die übrigen Länder im Tempo rammelnder Kaninchen befruchtete, denn heute gibt es weltweit mehr als zwanzigtausend Bomben, die schlimmer sind als die von Hiroshima. Manche meinen, es sind noch viel mehr. Jedenfalls wenigstens gut

zwanzigtausend geile, pyromanische Karnickel, die, falls die Nationen wieder in Raserei verfallen, einen planetaren Brand erzeugen werden, der uns alle in der Ejakulation einer Sonne höchstselbst zerschmelzen lassen wird. Vergessen Sie Hiroshima. *Little Boys* Natur wird weiterhin in Tausenden von Brüdern mit stählerner Haut geklont. Solange ihre Schöpfer sie versteckt halten, schlummern sie träge wie ein Bär im Winterschlaf vor sich hin, doch wenn der Befehl kommt, sie zu wecken, wird die gesamte Hitze aller Sommer aus dem Bau herausbrechen, und alle Höhlen, alle Häuser, alle Mäuler werden schwarz aufklaffen wie eine Tür, die der Temperatur des Ofens nicht länger standhält. Hiroshima wird dann nichts weiter als eine historische Fluse sein. Noch ist es nicht so weit, und auf dieser unserer Erde, die Ihnen so unerschütterlich und ewig erscheint, mögen meine Worte sonderbar für Sie klingen. Für mich klingen sie auch sonderbar, obwohl ich weiß, dass genau in diesem Augenblick das Räderwerk der Welt in Schuss gebracht wird, um Hiroshima wie nichts weiter als ein kleines Knäuelchen Fussel aussehen zu lassen, das in den hintersten Winkel des stets verdrehten Hauses gerutscht ist, das wir Geschichte nennen.

Da mein Leben und mein Verbrechen untrennbar mit Jims Geschichte verbunden sind, nun noch einmal zurück zu ihm. Neben mir war er ein weiteres Opfer. Die Hitze, unter der die Kriegsgefangenen in den Frachträumen der *Oryoku Maru* litten, sei unerträglich gewesen, sagte er, aber durch ein derart unbestimmtes Adjektiv wird die Hitze nicht wirklich vorstellbar. Ich glaube, Sie werden es besser verstehen, wenn ich Ihnen die Gradzahl nenne, die in den Berichten von George Weller vorkommt: Die Hitze in den Frachträumen soll bis zu vierundfünfzig Grad Celsius erreicht haben. Vierundfünfzig Grad Celsius.

Zu viel, und doch ungefähr 3946 Grad weniger als die Temperatur, die nach der Explosion der Atombombe im Bereich des Aufpralls entstand. Der Unterschied zwischen diesen beiden Temperaturen ist der zwischen langsamem Köcheln und sofortigem Verbrennen. Die Kehlen der in den Frachträumen eingesperrten Gefangenen trockneten allmählich aus. Es gab keine Belüftung, weil die Japaner die Schotten vor den Luken größtenteils dichtgemacht hatten. Diejenigen, die ganz hinten in den Verschlägen untergebracht worden waren, verloren als Erste das Bewusstsein. Nur am Pulsschlag konnte man den Unterschied zwischen einem bewusstlosen und einem toten Gefangenen erkennen, denn die Hitze war derart, dass der natürliche Prozess des Auskühlens der toten Körper ausblieb. Doch niemand fühlte irgendwem den Puls. Je mehr Tote es gab, desto länger würde der Sauerstoff für die Lebenden reichen. Weller berichtet, dass sich alle komplett auszogen, damit die Haut atmen konnte, was die Lungen nicht atmen konnten. Die Überfrachtung mit so vielen zusammengepferchten Männern führte dazu, dass die Bretter des Schiffs die Feuchtigkeit aufsaugten und aus dem Schweiß der Gefangenen zusammengesetzte Tropfen ausschwitzten. Der Durst wurde so unerträglich, dass die Männer schließlich die aus kollektivem Schweiß gemachten Wasserperlen vom Holz leckten. Als die Luft unmenschlich knapp wurde, begannen die Gefangenen um Hilfe zu rufen, doch Wada, einer der befehlshabenden Japaner, drohte damit, die Luken vollends zu schließen. Jim erzählte mir, dass sie alle, als die amerikanischen Bomber über sie hinwegdonnerten und das Schiff, auf dem man nur Japaner vermutete, ins Visier nahmen, noch einmal ihre letzten Energiereserven mobilisierten, um überhaupt Furcht vor dem nächsten Schritt in Richtung Tod zu empfinden, einem Tod, der ironischerweise nun von ihren eigenen Leuten abhing.

Aber es gab auch Hoffnung, denn durch die Bombardierung gerieten die Luken in Bewegung und ließen eine Weile lang Luft und Licht hinein. Und noch einen weiteren Nutzen gab es, wie Jim mir erzählte: In den Frachträumen rissen die Amerikaner, die großteils bereits durchgedreht waren und delirierten, die Münder weit auf und tranken – im Glauben, es sei Wasser, oder vielleicht wussten sie auch ganz genau, was es war – das nach unten durchsickernde Blut der verletzten Japaner an Deck. Jedenfalls erfrischte sie alles Flüssige, was von außen kam.

Die Berichte erzählen von weiteren Vorkommnissen, die aus dem allmählichen, durch die starke Dehydrierung und den Sauerstoffmangel verursachten Wahn der Gefangenen heraus entstanden. Es heißt, die Japaner hätten eingewilligt, Eimer in die Frachträume herunterzugeben, wovon die Gefangenen ihre Notdurft verrichten konnten. Doch wenn der Körper nicht richtig funktioniert, ändert der Verstand seine Mechanismen auf völlig unberechenbare Art, und was früher Grund für Entsetzen gewesen wäre, gab nun Anlass zu Witzen, denn eine Gruppe Männer vergnügte sich damit, die Eimer mit Exkrementen mit den ähnlich aussehenden Essenseimern zu vertauschen, so dass niemand mehr wusste, ob man gerade beim Essen oder bei den letzten Auswürfen eines Gefährten zulange, oder beides zugleich.

Damals konnte Jim nicht ahnen, dass er fünfzehn Jahre später die wahre Reise unternehmen würde, und zwar an der Hand einer Person, die aus demselben Land kam wie seine Peiniger. An meiner Hand, und in meinem Blut gab es nicht die geringste Spur einer Vermischung, die das Gift meiner rein japanischen Abstammung für ihn gemindert hätte. Das kleine Mädchen, das in seine Obhut gegeben worden war und das so japanisch war

wie ich, hatte die endgültige Aussöhnung besiegelt, aber ich glaube, die Maschinerie des Vergebens war schon ein wenig früher in Gang gesetzt worden, als Jim zwischen Tausenden von obdachlosen Menschen hindurchlaufen musste, darunter viele Kinder, die ewig lang durch die Räume ihrer früheren Behausungen irrten und Eimer mit sich herumschleppten, in die sie alles nur Auffindbare warfen, das irgendwie der Erinnerung an einen geliebten Menschen ähnelte. Jim sagte, sie haben im Grunde alles aufgesammelt, was kein Staub war. Ich glaube, er begriff, dass zu der Zeit, als er auf der *Oryoku Maru* litt, bereits das Unheil für mein ganzes Volk geplant wurde, der vernichtendste Schlag, den die Welt bis dato gesehen hatte. Monate später durch die Ruinen der Stadt und der Körper zu laufen, die seine Amerikaner zerstört hatten, gab Jim ein gewisses Gefühl der ausgleichenden Gerechtigkeit, und bereitete ihn, so stelle ich mir vor, darauf vor, zuerst seine Tochter und dann mich in Frieden zu akzeptieren. Jim sagte mir, nicht einmal die amerikanischen Besatzungsärzte seien zum Helfen dort gewesen. Ihre Aufgabe war lediglich, die Auswirkungen der Radioaktivität zu beobachten und zu untersuchen, und sie griffen nicht einmal bei den am einfachsten zu behandelnden Folgeerscheinungen wie Übelkeit oder Durchfall bei Kindern ein. So leisteten einige von uns Opfern, ohne dass wir es wussten, weiterhin einen Beitrag zu den Forschungsarbeiten rund um das Manhattan-Projekt.

Mich erwischte das Verhängnis meines Volks mit einem Thermometer im Mund. Mit diesem Fieber hätte ich zu Hause bleiben sollen. Ich war erst dreizehn und hatte meiner Mutter zu gehorchen, die mich lieber nicht in die Schule bringen wollte. Aber ich wollte die Pause mit meinen Freundinnen nicht verpassen, wir hatten ein Spiel vom Vortag noch nicht zu Ende ge-

spielt, daher versuchte ich, sie mit allen Mitteln zu überreden. Noch wusste ich nicht, dass ich mich dank diesem Ungehorsam endlich, innerhalb weniger Monate, als das durchsetzen würde, was ich schon immer hatte sein wollen; doch der Gedanke an das Spiel, an die Pause, reichte, damit ich mich meiner Mutter widersetzte, und zwar so erfolgreich, dass ich nach einer Stunde Autofahrt um Punkt acht Uhr bereits an meinem Pult saß. An das, was mir in den folgenden Tagen widerfahren ist, habe ich mich nie richtig erinnern können, aber die Geschichte der Sieger liefert uns präzise Daten, und auf dieser Grundlage kann ich ansatzweise rekonstruieren, was geschehen sein muss, während ich an meinem Pult saß, ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, was bald vom Himmel fallen würde, oder als ich dann Sekunden später bewusstlos am Boden lag. Daher kenne ich auch die exakte Zeit, zu der William Sterling Parsons, Waffenoffizier der *Enola Gay*, die Bombe abwarf, und auf den Messgeräten die Sekunden mitzuverfolgen begann, die der Sprengkörper für seinen Fall von den 9470 Höhenmetern, auf denen sich das Flugzeug befand, bis auf 600 Meter brauchen würde, den Punkt, für den die Explosion festgelegt war. Ich weiß auch, dass die Besatzung vorgesehen hatte, dass die Explosion nach zweiundvierzig Sekunden stattfinden sollte, und nach dreiundvierzig Sekunden fingen sie an, nervös zu werden. In höchster Spannung zählten sie im Geiste die Sekunden mit. Mit drei Sekunden Differenz gelang das Experiment: Genau in dem Augenblick, als sie *fünfundvierzig* zählten, wurde ich in ein anderes Klassenzimmer geschleudert. Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich um, und nichts und niemand stand mehr, nicht einmal die Wände. Die Schule bestand nur noch aus Pausenhof, ein Pausenhof ohne Spiele, offen der ebenfalls aufgerissenen Stadt gegenüberliegend. Von den einhundertzweiundfünfzig Schülern, die an je-

nem Tag in der Schule waren, kam nur ich, so erfuhr ich später, lebend davon. Von der Stelle, wo die Toilette gewesen war, sah ich eine nackte, unförmige Gestalt auf mich zuwanken. Sie bat um Wasser. Ich hatte Angst. Der Kopf war auf das Dreifache des normalen Umfangs angeschwollen. Erst als die Gestalt ihren Namen stöhnte, erkannte ich, dass es meine Lehrerin war. Ich rannte weg.

Jahrelang bemühte ich mich, genaue Informationen darüber zu bekommen, was in der Luft passierte, während wir unten auf der Erde den Alltag eines normalen Tages begannen. Die Daten über den Abwurf der Bombe zu kennen, gab mir das Gefühl, auf diese Weise die Lücken in meiner Geschichte füllen zu können. Dasselbe tat ich, um herauszufinden, was in der Zeit nach der Explosion geschah, während ich bewusstlos war. Das war auch schon das Höchste, was ich viele Jahre lang anstreben konnte: Die Leerstellen in meiner Erinnerung durch die Berichte derer zu füllen, die für eben diese Leerstellen verantwortlich waren, für Hunderttausende Tote, für Kranke, die ihre Krankheit bis heute von Generation zu Generation weitergeben. Sie sehen schon, wie ich mich an jedem Strohalm festklammerte. Diese Methode, mich auf Grundlage dessen, was meinen Zusammenbruch verursacht hatte, wieder neu zusammzusetzen, war nicht nur traurig, sondern auch unmöglich, denn wie sollte ich mich schon mit denselben Werkzeugen wieder auf die Beine bringen, die dazu erdacht worden waren, mich auszulöschen? Doch es war das Einzige, was ich hatte, und daran klammerte ich mich, um meine Amnesie wenigstens teilweise vernarben zu lassen.

Nach dem Abwurf startete die *Enola Gay* mit einer scharfen Wendung um 155° nach Nordwesten das Fluchtmanöver. Die Besatzung zog sich dunkle Schutzbrillen an, während sie auf

den Aufprall der Druckwelle wartete, die sie nach einer knappen Minute erreichte, als sie bereits neun Meilen weit weg waren. Für mich waren die Daten sehr viel weniger präzise. Ich wusste nicht, wie lang ich bewusstlos gewesen war oder wann genau ich die Schule verließ. Ich erinnerte mich, dass alle Uhren, die ich unterwegs sah, exakt im selben Augenblick stehen geblieben waren: um 8.16 Uhr. Aber ich konnte mir nicht erklären, wie ich zum Krankenhaus gefunden hatte. Vielleicht brachte mich irgendwer hin, an den ich mich ebenfalls nicht mehr erinnerte. Die folgenden Wochen, dicht an dicht gedrängt mit anderen Verletzten, sind ebenfalls verschwommen. Später wurde bekannt, dass in den ersten Tagen nur ein Arzt auf je dreitausend Opfer kam. Damals wusste ich es nicht, aber ich hatte Verbrennungen an siebzig Prozent des Körpers. Nach einigen Tagen verklebten meine Augen. Ich bekam sie nicht mehr auf. Ich dachte, ich wäre blind geworden. Es gab weder Medikamente noch Beruhigungsmittel, und die Schmerzen waren schrecklich. Die einzige Medizin, die man mir verabreichte, waren Positionswechsel. Von Zeit zu Zeit kam jemand und lagerte mich um. Aber der Schmerz war so intensiv, dass ich, wenn man mich umdrehte, nicht wusste, ob sie mich auf den Bauch oder auf den Rücken legten. Mein ganzer Körper brannte gleichermaßen, und nichts konnte den Schmerz noch steigern, so dass Brust, Bauch und Knie dieselbe brennende Fläche waren wie Rücken, Gesäß und die Hinterseite der Beine. Ich hatte das Gefühl, meine Form verloren zu haben, als seien meine Vorder- und meine Rückseite durch den Schmerz miteinander verschmolzen, bis aus mir ein einheitlich glühendes flaches Brett geworden war. Als ich zum ersten Mal die Nässe meines eigenen Urins spürte, wusste ich, dass ich auf dem Weg der Besserung war. Daran konnte ich erkennen, in welcher Position ich lag. Wenn das Pipi

nach unten floss, lag ich auf dem Rücken. Wenn es nach dem Herauskommen sofort eine Pfütze bildete, lag ich auf dem Bauch. Nachdem man mir die Augen gesäubert hatte, konnte ich sie wieder öffnen, und als der Schmerz genug nachließ, um mir vorsichtige kleine Bewegungen zu erlauben, hob ich den Kopf und sah mir meinen ganzen wunden Körper an. Ich sah, dass ich zwar an all meinen Extremitäten die Form gewahrt hatte, vom unteren Teil des Bauches bis zu den Leisten befand sich aber nichts als eine undefinierbare Masse. Die Schwellung war so stark, dass ich mir in jenem Moment nicht ganz sicher sein konnte, aber alles schien darauf hinzudeuten, dass die Bombe sich hauptsächlich an meinem Geschlecht ausgelassen hatte.